



Drei Forscherinnen bei einer Besprechung. Wollen sie eine Studie veröffentlichen, ist Vorsicht geboten: Die Zahl dubioser Fachmagazine hat zugenommen.

Räuber an der Uni

Zweifelhafte Verleger wollen Forschern Geld abknöpfen. Vor ihren Pseudo-Zeitschriften warnen verschiedene Listen. Schweizer Wissenschaftlerinnen haben nun erstmals untersucht, was die Verzeichnisse taugen. Von Martin Amrein

Viele zwielichtige Gestalten tummeln sich im Internet. Einige davon haben es auf Wissenschaftler abgesehen. Um ihre Resultate zu veröffentlichen, sind Forscher auf Fachzeitschriften angewiesen. Das nutzen Schwindler aus: Sie ködern die Forscher mit sogenannten «Predatory Journals» - räuberische Zeitschriften, die praktisch jeden Artikel veröffentlichen, den sie zugeschickt bekommen.

Die Verleger dieser Pseudo-Zeitschriften verzichten auf den bei wissenschaftlichen Journals üblichen Begutachtungsprozess, stecken aber eine Bearbeitungsgebühr ein. Der Forscher kommt so auf einfache Weise zu einer vermeintlich tadellosen Publikation, der Verleger scheffelt mit wenig Aufwand viel Geld - oftmals stammt dieses von der öffentlichen Hand.

Seit einigen Jahren steigt die Zahl solcher Pseudo-Journals markant an. Mittlerweile gibt es schon mehr als 10 000 davon, die jährlich über 400 000 Artikel publizieren. Laut Anna Severin, Doktorandin am Institut für Sozial- und Präventivmedizin an der Universität Bern, sind Wissenschaftler deswegen besorgt. «Das Thema wird stark diskutiert», sagt sie. Schliesslich sind auch Forscher aus der Schweiz nicht davor gefeit, ihre Artikel bewusst oder unbewusst in Predatory Journals zu platzieren. Erst vor einem Jahr hat eine Recherche der «NZZ am Sonntag» gezeigt, dass zunehmend auch Publikationen von Schweizer Autoren in solchen Zeitschriften landen.

Open Access wird Pflicht

Die Pseudo-Zeitschriften sind Trittbrettfahrer der seriösen Open-Access-Journals, deren Inhalte im Internet frei verfügbar sind. Bedeutung und Zahl der Open-Access-Zeitschriften haben enorm zugenommen. Der Grund: Immer mehr staatliche Forschungsförderer verlangen von den Wissenschaftlern, ihre Ergebnisse auf frei zugänglichen Plattformen zu veröffentlichen. Forschung, die öffentlich finanziert wird, soll auch frei zugänglich sein.

Auch der Schweizerische Nationalfonds (SNF) steht für das Open-Access-Modell ein. Bereits ab dem nächsten Jahr muss jegliche vom SNF geförderte Forschung auf diese Weise veröffentlicht werden, wobei der SNF die bei Open-Access-Journals fälligen Bearbeitungsgebühren übernimmt. «Wir haben aber grosse Sorgen, dass auf diese

Weise ungewollt Geld in die Hände von zweifelhaften Verlegern gelangen könnte», sagt Matthias Egger, SNF-Präsident und Epidemiologe an der Universität Bern.

Für Wissenschaftler ist es nicht immer einfach, sich im Dickicht der neu entstandenen Online-Journals zu orientieren. Bereiten sie eine Publikation vor, stützen sich viele von ihnen auf Listen, die aufzeigen sollen, welche Fachzeitschriften vertrauenswürdig sind (weisse Listen) und welche nicht (schwarze Listen).

Deshalb hat der SNF nun erstmals die Qualität solcher Listen systematisch untersucht. Die Studie beschränkt sich auf die vier wohl am meisten genutzten Listen: die weisse und die schwarze Liste des kommerziellen Anbieters Cabell, die schwarze Liste des amerikanischen Wissenschaftlers Jeffrey Beall, der den Begriff «Predatory Journal» bereits 2010 geprägt hatte, und die weisse Liste des Zeitschriftenverzeichnisses «Directory of Open Access Journals» (DOAJ).

Die Ergebnisse sind seit letzter Woche auf einer Open-Access-Plattform zugänglich («PeerJ Preprints», online). Ein wichtiger Befund: «Die Kriterien, die bei den verschiedenen Listen darüber entscheiden, ob der Name eines Journals erfasst wird, unterscheiden sich stark», sagt Michaela Strinzel, wissenschaftliche Assistentin in der Strategieunterstützung des SNF. Sie hat die Studie gemeinsam mit Anna Severin durchgeführt. Während die weissen Listen den Fokus eher auf die Transparenz der Geschäftspraktiken legen, beachten die schwarzen Listen vor allem, wie professionell die Abläufe und das Auftreten eines Journals sind.

Das führt dazu, dass unterschiedliche Zeitschriften auf den einzelnen Listen landen. Beall's List umfasst 1135 wahrscheinliche Pseudo-Journals, Cabell's Blacklist 10 405. Allerdings sind nur 228 Journals auf beiden Listen zu finden. Auch interessant: 73 Journals tauchen gleichzeitig auf einer schwarzen und auf einer weissen Liste auf.

Doch bedeutet die doppelte Nennung auf schwarzen und weissen Listen, dass die Ver-

«Unsere Studie zeigt, dass schwarze wie auch weisse Listen dem Peer-Review-Verfahren zu wenig Beachtung schenken.»

zeichnisse unbrauchbar sind? Keineswegs, meint dazu ein deutscher Bibliothekswissenschaftler auf Twitter, wo die neue Studie rege diskutiert wird. Nicht einmal 0,6 Prozent der Zeitschriften die das DOAJ auflühre, seien auch auf einer schwarzen Liste zu finden. Das entspreche der üblichen Fehlerquote von grossen Verzeichnissen.

Leitfaden in 39 Sprachen

Auch in der Schweiz ist das DOAJ die wohl meistgenutzte Liste. «Immer mal wieder fragen Wissenschaftler bei uns nach, ob sie einem bestimmten Journal vertrauen können», sagt André Hoffmann vom Open-Access-Team der Hauptbibliothek der Universität Zürich. «Meist verweisen wir dann auf die DOAJ-Liste.»

Mit der Website thinkchecksubmit.org stehe aber noch ein empfehlenswertes Hilfsmittel zur Verfügung, sagt Hoffmann. Dabei handelt es sich um einen Leitfaden, der Wissenschaftler bei der Suche nach einem geeigneten und seriösen Journal unterstützt (siehe Kasten). Die Internetseite, die von mehreren Verlags- und Bibliotheksverbänden ins Leben gerufen wurde, ist bereits in 39 verschiedenen Sprachen verfügbar.

SNF-Präsident Matthias Egger rät ebenfalls, thinkchecksubmit.org zu nutzen. Sich nur auf die Listen zu stützen, genüge nicht. «Unsere Studie zeigt, dass schwarze wie auch weisse Listen dem Peer-Review-Verfahren zu wenig Beachtung schenken», sagt Egger. «Obwohl das gerade das wichtigste Kriterium wäre.» Als Peer-Review-Verfahren wird der Begutachtungsprozess bezeichnet, bei dem unabhängige Wissenschaftler prüfen, ob die Qualität einer Untersuchung genügt, um sie in einem Fachmagazin zu veröffentlichen. Keine der Listen kontrolliert, wie dieser Prozess bei den aufgeführten Zeitschriften genau abläuft.

Allerdings ist dies auch kaum möglich, denn die Begutachtung läuft meist im Verborgenen ab. Egger würde deshalb begrüssen, wenn alle Peer-Review-Berichte öffentlich wären. Bei einigen Zeitschriften ist dies bereits der Fall.

Es wäre eine einfache Möglichkeit den Verlegern der Pseudo-Journals das Handwerk zu legen. Die Forscher müssen diese Kanäle aber auch nutzen. Matthias Egger tut es: Eine seiner letzten Studien hat er bei «F1000Research» eingereicht, einer neuen Open-Access-Plattform, bei der alle Daten, Entwürfe und Begutachtungsberichte für jeden einsehbar sind.

Regeln für Forscher

Laut der Website thinkchecksubmit.org sollen Forscher ein Journal nur dann wählen, wenn sie selber oder Kollegen es kennen. Weiter soll der Verleger einfach zu identifizieren und zu kontaktieren sein. Auch müsse ersichtlich sein, wie der Begutachtungsprozess abläuft und welche Bearbeitungsgebühren anfallen. (mna.)